Ingo H. Warnke & Jürgen Spitzmüller (Hg.). 2008. *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene* (Linguistik – Impulse & Tendenzen 31). Berlin, New York: De Gruyter. 449 S.

Christina Gansel

Ernst-Moritz-Arndt Universität
Institut für Deutsche Philologie
Rubenowstraße 3
D-17487 Greifswald
gansel@uni-greifswald.de

Eine beachtliche Zahl von Publikationen und Qualifikationsarbeiten lässt darauf schließen, dass sich die Diskurslinguistik im Rahmen von Theorie und Methode als „Erweiterung text- und soziolinguistischer Perspektiven etabliert hat“ (S. VII). Jedoch benötigt auch die Diskurslinguistik, wie jede junge Disziplin, neben theoretischem Aufwand „verlässliche Methoden“ und „methodologische Legitimierung von diskurslinguistischen Analyseverfahren“ (S. VII). Von daher ist der von Ingo H. Warnke und Jürgen Spitzmüller herausgegebene Band als Dokumentation des aktuellen Standes der Diskurslinguistik zu begrüßen, und es ist zu wünschen, dass er unter Dis-

kurslinguistinnen und Diskurslinguisten als „Angebot zur Qualitätssicherung von diskurslinguistischen Methoden“ (S. VII) verstanden wird. Von Einheitlichkeit des methodischen Vorgehens innerhalb der Diskurslinguistik kann bisher nicht die Rede sein, wie die Herausgeber selbst betonen. Die Beiträge des Sammelbandes zeigen in dieser Hinsicht dreierlei: die jeweilige methodische und methodologische Fokussierung, das methodologische Handwerkszeug sowie auf welche Weise unterschiedliches Erkenntnisinteresse zu fruchtbaren Ergebnissen führen kann.

Bei aller vermuteten Uneinheitlichkeit und Vielfalt der Verfahren lässt der Band vier methodisch-methodologische Stränge in der aktuellen Diskurslinguistik erkennen. Zunächst ist die etablierte und elaborierte Historische Diskurssemantik zu nennen. Ihr Begründer Dietrich Busse eröffnet den ersten Teil des Bandes „Episteme und Schemata“ mit einem Beitrag, der in kognitionslinguistischer Perspektive Diskurslinguistik als Epistemologie begründet, den Wissensbegriff problematisiert und dabei an die Frame-Semantik anschließt. Der Beitrag fokussiert das verstehensrelevante und -ermöglichende Wissen, das durch die linguistische Diskursanalyse nach Foucault „in möglichst großer Breite theoretisch zu erfassen und empirisch zu beschreiben“ (S. 62) wäre. Wie man sich die „Erforschung und Beschreibung des Wissens [...] als rekonstruktiven Prozess“ (S. 62) vorzustellen hat, vertiefen neben Busse die Beiträge von Alexander Ziem und Klaus-Peter Konerding. In der Verbindung der Frame-Semantik und der Diskursanalyse unterbreitet Ziem einen methodischen Vorschlag, „wie Diskurssegmente im jeweiligen Diskurszusammenhang systematisch untersucht werden können“ (S. 91). Am Beispiel des medialen „Kapitalismuskurses“ arbeitet der Autor das diskursspezifische Gefüge der Frame-Strukturkonstituenten (Leerstelle, Füllwert, Standardwert) heraus. In einer exakten sprachwissenschaftlichen Frameanalyse gelangt Konerding zu Deutungsmustern und Deutungsrahmen.

Als zweiter diskurslinguistischer Strang ist die vielfach erprobte und etablierte diskurslinguistische Methodik der Düsseldorfer Schule zu benennen, die Martin Wengeler in seinem Beitrag exemplarisch und systematisch anhand der Verfahren der Analyse von Argumentationstopoi, Metaphorik und Schlüsselwörtern darstellt. Wie etabliert diese Herangehensweise ist, zeigt sich vor allem darin, dass die Beiträge des Bandes an verschiedenen Stellen auf diese drei Verfahren zurückgreifen und in die eigene Systematik der vorgestellten Analysemethodik einfließen lassen.

Als dritter Strang ist eine sich entwickelnde Methodik mehrdimensionaler Analysen auszumachen, die geeignet erscheint, ineinander greifende Diskursformationen zu untersuchen, worauf noch einzugehen sein wird.

In einer vierten Richtung lassen sich Kritische Diskursanalyse, Critical Discourse Analysis und Language Ideology zusammenstellen, die von den Herausgebern einer differenzierten Sichtung unterzogen werden. Die Auswahl des Beitrags von Tommaso M. Milani & Sally Johnson zeigt

die Präferenz der Herausgeber für die methodischen Ansätze der anglo-australischen Tradition und des Paradigmas der Language Ideology in den USA. Mit der deutschen Kritischen Diskursanalyse hingegen wird in der Einführung der Herausgeber eine etwas ausgeweitete Polemik geführt, die – bei allem Vorlauf theoretischer Diskussion – zu Lasten der Klärung Foucault'scher Begrifflichkeiten geht, auf die diskurslinguistische Analysen ‚standardmäßig‘ zurückgreifen könnten.

Dieser Notwendigkeit nach begrifflicher Klarheit wird in besonderer Weise der Beitrag von Constanze Spieß gerecht. Sie stellt ihrer Untersuchung eine „ausführliche Begründung, die es rechtfertigt, das eigene methodische Vorgehen in den theoretischen Horizont Foucaults zu stellen“ (S. 238), voran, indem sie sich auf die Klärung Foucault'scher Begrifflichkeiten und deren Verbindung mit den Dimensionen einer diskurslinguistischen Mehrebenenanalyse einlässt.

Das Verdienst der Herausgeber ist es, in ihrem einführenden Beitrag für die diskurslinguistische Praxis Diskursdimensionen (transtextuelle Ebene, Akteure, intratextuelle Ebene) zur Erfassung der Morphologie des Diskurses vorgeschlagen zu haben. Diesen Ebenen werden auf die Makro- und die Mikrostruktur des Diskurses bezogene kategoriale linguistische Eigenschaften zugeordnet. Die Unterscheidung in „innere Diskurslinguistik“ (Analyse sprachlicher Formen und Strukturen) und „äußere Diskurslinguistik“ (Analyse der über Sprache hinausgehenden Symbolisierungen des Diskurses) (S. 9) überzeugt. Der vorgeschlagenen Einbeziehung von Textualität und Visualität im Sinne der Dimensionsvernetzung innerhalb der diskurslinguistischen Analysen wird dann der Beitrag von Stefan Meier gerecht.

Die Warnung der Herausgeber vor einer unspezifizierten und übergenerierten linguistischen Diskursanalyse impliziert einen ausbalancierten Zugriff auf Repräsentationsformen, die über die sprachliche Symbolisierung hinausreichen. Mit der „Ausklammerung von Diskursformationen“ werde „eine Übergeneriertheit des sprachwissenschaftlichen Arbeitens vermieden“ (S. 10). Zu fragen bleibt, ob dies generell erfolgen soll. Sicher sind visuelle Kommunikate mit anderen Methoden zu untersuchen als sprachliche Phänomene. Als Dimensionen ein und desselben Diskurses unterliegen sie den Formationsregeln einer diskursiven Formation, wie die Text-Bild-Interaktion in einem Nachrichtenartikel den Regeln des medialen Diskurses insgesamt. Setzte man sich beispielsweise das Ziel, die Vernetzung bereits etablierter Diskursformationen wie den rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Diskurs zu einem Thema zu untersuchen, schiene es doch folgerichtig, interdisziplinär (und damit auch im Sinne der Herausgeber diskursdeduktiv) weitere soziologische Forschungen zu den genannten gesellschaftlichen Bereichen einzubeziehen.

Wie sonst sollte man den explizit formulierten Zielen der linguistischen Diskursanalyse gerecht werden, nämlich zu Phänomenen zu gelangen, die „hinter‘ der Sprache“ (S. 14) vermutet werden. Das Ziel linguistischer Dis-

kursanalysen nach Foucault liegt nach dem Verständnis der Herausgeber in der Analyse von Sprache, Wissen und Handeln von Akteuren, wobei die diskursdeduktive Herangehensweise von den diskursiven Formationen, das diskursinduktive Verfahren jedoch von Textkomplexen ausgeht. Der Gedanke, dass Diskurs nicht nur als „Sprechen über etwas“, sondern auch als „epistemische Richtkraft dieses Sprechens“ (S. 15) zu verstehen ist, greift die Differenzierung diskursdeduktiver und -induktiver Herangehensweisen wieder auf. Zu fragen wäre allerdings, wodurch die so bezeichnete „epistemische Richtkraft des Sprechens“ determiniert wird. Der Band dokumentiert dies in zweifacher Richtung: 1) Die epistemische Richtkraft des Sprechens wird durch den Diskurs erst geschaffen (z. B. wie in dem von Claudia Fraas & Christian Pentzold untersuchten Online-Diskurs von Wikipedia). 2) Die Diskursakteure sind in diskursive Formationen (Recht, Politik, Wirtschaft, Medien, Religion, Erziehung, Kunst) bereits eingebunden und durch diese in ihren sozialen Handlungen und sprachlichen Äußerungen (Performanzen) geprägt. Sie sind verpflichtet, wie Vogl (2008: 226) es formuliert, der „endlichen und begrenzten Menge von Aussagen“ (z. B. bestimmten Topoi), aus denen eine diskursive Formation besteht, gerecht zu werden. Damit sei noch einmal auf die bei Michel Foucault intendierte Differenzierung von Äußerungen und Aussagen verwiesen, die in dem Sammelband leider nicht immer vollzogen wird (vgl. dazu auch Jäger 2008). Die Rolle der diskursiven Formation als Hintergrund für das Sprechen der Akteure wird insbesondere in den Beiträgen von Konerding, Wengeler, Spieß, Fraas & Pentzold und Ulla Fix angesprochen.

Wengeler expliziert die diskursanalytischen Verfahren der Düsseldorfer Schule an zwei Beispieltexten zum Immigrationsdiskurs der 1970er und 1980er Jahre (Bericht aus der *FAZ*, Kommentar aus *Die Presse*). Die in dem Beitrag untersuchte Textsorte ‚Bericht‘ erfüllt in den Medien die Funktion, die Gesellschaft zu beobachten. Dies wird in unterschiedlichen Positionen von Vertretern aus Politik, Wirtschaft, Kirche und Recht zur Immigration explizit. Wengeler entwickelt Argumentationstopoi für den Text insgesamt. Zu fragen ist, in welchem Verhältnis die Argumentationstopoi des Gesamttextes zu den von den Vertretern unterschiedlicher diskursiver Formationen vertretenen Topoi in dem Text stehen – in dem Sinne „Wer spricht“ und vor dem Hintergrund welcher Regularitäten der Diskursformation.

Klaus-Peter Konerding erläutert in seinem Beitrag die Konzepte ‚Deutungsmuster‘ und ‚Deutungsrahmen‘ kognitionslinguistisch und framebasiert und zeigt am Beispiel des wirtschaftlichen Diskurses, wie sich rahmengebundene Topoi zu allgemeinen Sinnhorizonten verschränken.

In der überzeugenden Analyse von Fraas & Pentzold werden nicht nur methodische Anforderungen an die Untersuchung von Online-Diskursen explizit, sondern auch das Eingebundensein der Akteure in ihre Kontexte. Die PR-Vertreter sind daran interessiert, das vertretene Unternehmen und

seine Mitglieder überzeugend und glaubwürdig positiv darzustellen, die Medien selektieren das diskursive Ereignis entsprechend der Nachrichtenfaktoren. Der Beitrag beobachtet, wie Schreibende in Wikipedia diskursiv eigene Gestaltungsprinzipien aushandeln, die sich von denen der Medien und des Wirtschaftssystems absetzen müssen. Prinzip der Online-Enzyklopädie Wikipedia ist es, gesellschaftlich geteiltes Wissen als kollektives Gedächtnis der Gesellschaft unabhängig, also nicht durch andere gesellschaftliche Teilbereiche und deren Machtdispositive (z. B. durch das Medium ‚Geld‘ der Wirtschaft oder den Code der Massenmedien ‚aktuell/nicht aktuell‘) determiniert, und kollaborativ zu konstituieren. Vor dem Hintergrund der betrachteten Beiträge ist der Vorschlag von Spieß zu beachten, den Diskursbegriff durch den Begriff des Dispositivs zu erweitern, um damit Faktoren der Kontextualität und der Situationalität (sprachexterne Faktoren) in den Komplex der Makroanalyse (im Anschluss an Busse [2000 und auch in diesem Band]) einzubeziehen.

Diskursanalytische Zugänge, die die Makroebene des Diskurses (Rahmenbedingungen, situativer Kontext, Textsorten) mit der Mikroebene (Einzeltextebene, Phänomene unterhalb der Textebene) und einer diskursiven Ebene (intertextuelle Perspektive) verbinden, scheinen dafür prädestiniert, verschränkte Diskurse zu untersuchen und damit einen interdisziplinären Anschluss an soziologisch orientierte Diskursforschungen zu ermöglichen. Die enge Verbindung von Kontextualität, Situativität, Machtdispositiven und Textsorten wird zudem in dem von Fix skizzierten Vorhaben zur Untersuchung der „Ordnung des Diskurses in der DDR“ (S. 385) sichtbar. Damit wird zugleich der Anschluss an die Erkenntnisse einer kommunikativ-pragmatisch orientierten Textlinguistik postuliert. Vor diesem Hintergrund erscheint nicht ganz einsichtig, aus welchem Grund die Herausgeber in der diskurslinguistischen Mehr-Ebenen-Analyse (DIMEAN) Kommunikationsbereiche nicht unterhalb der Medialität und Textsorten, sondern entfernt davon in der intratextuellen Ebene verankern und auf das Wesen der in den Analysen des Bandes insgesamt herangezogenen Textsorten (insbesondere die Textsorten der Massenmedien) nur peripher eingehen. Mit einem derartigen Vorgehen gerät zu wenig in den Blick, dass Textsorten letztlich auch ein Produkt von Diskursen sind und in einer Diskursformation verankerte Textsorten Diskursregeln unterliegen und wiederum vorgeben können.

Im Hinblick auf eine methodologische Begründung der Kategorien und Filter der akteursorientierten Analyse erscheinen die Beiträge von Georg Albert und Johannes Angermüller aufschlussreich. In einer fundierten Auseinandersetzung mit dem Subjekt-Konzept Foucaults entwickelt Albert „Ideen zu einer stringenten Verwendung der Termini ‚Individuum‘ und ‚Subjekt‘“ (S. 152) und relativiert damit den „Widerstand gegen die Rede vom Verschwinden des Menschen“ (S. 152) in der Foucault’schen Theorie. Albert notiert:

„Zur Sprache kommt nie das Individuum, weil dieses irreduzibel auf Sprache wie auf soziale Praktiken überhaupt ist. Zur Sprache kommt das Subjekt als Subjekt eines bestimmten Diskurses, d. h. es artikuliert nicht einfach seine ‚eigenen‘ Gedanken, sondern bedient sich des intersubjektiv Vorgedachten.“ (S. 171)

Mit Bezug auf neuere Entwicklungen der sprachwissenschaftlichen Diskursanalyse in Frankreich zeigt Angermüller an einem Beispiel aus dem politischen Diskurs, „wie die in den Texten verstreuten formalen Äußerungsspuren (*marqueurs énonciatifs*) eine Vielzahl komplex verschachtelter Sprechperspektiven und Bedeutungsebenen mobilisieren und orchestrieren“ (S. 187). Für das Textverstehen macht der Autor einsichtig, dass Äußerungen einen „Katalog von Leerstellen“ (S. 201) enthalten, die von den Lesern mit den Namen, Personen oder Adressen gefüllt werden können, die ihm über das Kontextwissen verfügbar sind. Durch die Besetzung der Äußerungspositionen wird so ein „breiterer Diskurszusammenhang“ (S. 201) aufgebaut.

Die in dem Band vereinigten Beiträge sind hinsichtlich ihrer Tendenz gekennzeichnet, die von den Massenmedien nach deren Gestaltungskriterien präsentierten Inhalte als gesamtgesellschaftliches Wissen zu deklarieren. Dennoch, wie schon gezeigt, geraten im vorliegenden Band verschränkte Diskurse stärker in den Blick. Kersten Sven Roth setzt explizit bei diesem Problem an und plädiert dafür, interpersonale Diskursrealisationen als „nicht-massenmediale Realisationsformen thematisch einheitlicher Diskurse“ (S. 325) in Betracht zu ziehen und die Erkenntnisse und Methoden der Gesprächslinguistik für die diskurssemantische Forschungspraxis produktiv zu machen. Erst über die methodische Trennung, so der Autor, kann eine Verschränkung der interpersonalen und medialen Diskursrealisationen nachvollzogen werden. Zu begrüßen ist Roths Diskussion des unscharfen Konzepts des Alltags und seine Ersetzung durch „privat (besser: nicht-öffentlich)“ und „zwischenmenschlich“ (S. 336).

Probleme einer korpusbasierten Diskursanalyse werden in dem Band immer wieder aufgegriffen (vgl. explizit Fraas & Pentzold). Der Ansatz im Beitrag von Noah Bubenhofer geht jedoch über das bisherige Verständnis der Korpusbasiertheit qualitativ-interpretativer diskurslinguistischer Untersuchungen hinaus. Er zeigt, wie eine quantitative Erhebung diskursiver Muster diskurslinguistische Methoden zu ergänzen vermag, und rundet damit das methodische Spektrum sinnvoll ab.

Literatur

- Busse, Dietrich. 2000. Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: *Sprache und Literatur* 86, 39-53.

- Jäger, Siegfried. 2008. Sprachwissenschaft. In: Clemens Kammler, Rolf Parr & Ulrich Johannes Schneider (Hg.). *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler. 341-346.
- Vogl, Joseph. 2008. Aussage. In: Clemens Kammler, Rolf Parr & Ulrich Johannes Schneider (Hg.). *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler. 225-227.